

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 29.

Berlin, Freitag den 8. März

1833.

### England.

#### Irland und seine Verhältnisse zu Großbritannien.

(Aus Blackwoods Edinburgh Magazine.)

Irland befindet sich gegenwärtig in einer Krisis, welche die gespannte Aufmerksamkeit jedes Briten in Anspruch nimmt, der seinem Vaterlande wohl will. Man weiß, daß diese vollreiche und ungemein fruchtbare Insel ein in sich zerrissenes unglückliches Land ist; man weiß, daß ihre Millionen mitten im Ueberfluß Hunger leiden und nur dazu bestimmt scheinen, um andere Millionen ins Daseyn zu setzen, die eben so verwahrlost und elend sind, wie sie selbst. Von der äußersten Noth, welche ihre zahlreiche Bevölkerung leidet, zeugen nicht bloß die jährlichen Auswanderungen vieler Tausende nach Amerika, sondern auch die Schaaren, die alltäglich über den Kanal kommen und Großbritanniens Gestade überschwemmen, die obnehin schon zum Ueberfluß bevölkert sind. Aus Cleland's trefflichem statistischen Werke über Glasgow erhellt, daß nicht weniger als 35,000 Irländer, fast alle vom niedrigsten Stand und Gewerbe, in jener Stadt wohnen, und in den übrigen großen Städten des Reiches, als: Manchester, Bristol, Liverpool, Birmingham und Edinburg, ist das Verhältniß wahrscheinlich mindestens eben so groß. Nach Humboldt's genauen Berechnungen (s. dessen Reisen, Th. VIII. S. 247.) hat die Bevölkerung Großbritanniens in den Jahren 1801 bis 1821 um eine Million Menschen zugenommen, eine Differenz, die er mit Recht vornehmlich dem ungeheuren Zustuß von Irländern in dieser Periode beimißt. Eine so gewaltige Menschen-Fluth hat selbst in den Zeiten der großen Völkerwanderung nicht stattgefunden.

Es wäre demnach ein eitles Bemühen, wenn England mit den Anti-Unionisten gemeinschaftliche Sache machen und sich von Irland losreißen wollte, und sehr leichtsinnig, wenn es den Jammer dieses Landes als einen Umstand betrachtete, der außer dem Interesse seiner Nation liegt. Die Noth und Anarchie der Irländer ist eine Krankheit, die bald das ganze Reich anstecken wird. Der Ueberfluß unserer eigenen Bevölkerung, das Elend unserer eigenen Armen und die drückende Last unserer Armen-Lagen: alles dies verdanken wir den Menschenmassen, die unaufhörlich von Irlands Küste herandrängen. Hätte man in den seit dem Frieden eingetretenen Perioden, während deren die Industrie am meisten danieder lag, die Irländischen Arbeiter entfernen können, so würde der Britische Arme Beschäftigung genug gefunden haben. Die Natur verbietet uns, den zwischen beiden Ländern bestehenden Verkehr abzubrechen. Wir müssen Hand in Hand schwimmen oder untergehen. Es ist durchaus unmöglich, jene Scheidung des Britischen und Irischen Interesse zu bewerkstelligen, für welche die Irischen Demagogen so rüstig kämpfen, und die auch viele Britische Staatsmänner zu verfechten geneigt sind, weil sie einen überwiegenden Einfluß der katholischen Partei im Unterhaufe mit oder ohne Grund befürchten, und weil jeder Versuch, die Lage der Katholiken zu verbessern, fruchtlos scheint. Die Legislatur kann durch eine Parlaments-Akte getrennt werden; eine Revolution kann den Katholiken ihre eigene Verfassung geben; aber bei allem dem wird Irland, gleich einem leblosen Körper, seinem Nachbarn auf dem Nacken liegen bleiben; seine hungernden Schaaren werden unsere Arbeiter nicht weniger zu Boden drücken; seine Leidenschaften die Kräfte unserer Regierung nicht weniger lähmen. Last eine katholische Republik in Irland errichtet werden; macht D'Connell zum Präsidenten derselben, schafft alle Englische Besitzer von Ländereien aus dem Lande; überläßt Irland, mit seinen Priestern und seiner Armuth, sich selbst — und die Last, die unermessliche Last seines Elendes, wird uns fühlbarer werden als jemals. Entblößt von den Kapitalien der Englischen Grundbesitzer oder der Eigenthümer von Englischer Abkunft, eine Beute seiner ungezügelter Leidenschaften, geleitet von einer ehrsüchtigen und unwissenden Priesterschaft, verführt durch fanatische Demagogen, würde es bald in einen noch weit tieferen Abgrund des Jammers versinken. Das Ergebnis würde eine solche Anarchie seyn, daß die wohlhabenderen Klassen jedem Gouvernement, das ihnen seinen Schutz anböte, in die Arme eilen dürften. Dann wäre für Frankreich der lang ersehnte Augenblick gekommen, wo es von der Nachbar-Insel aus gegen England agiren könnte; und gesetzt auch, England fügte sich der Usurpation, so würden Schiffe und Mannschaft zur Deckung unserer Westküste noch mehr Ankosten erfordern, als jetzt nothwendig sind, um in dem zerrütteten Lande eine präkäre Autorität zu erhalten.

Woher nun dies Elend und diese wüthenden Leidenschaften in

einem Lande, das die Natur so reich begabt hat, und das einer Regierung untergeben ist, die in anderen Staaten so viel zum Glücke der Bevölkerung beigetragen? Die Irischen Demokraten sagen, Englands drückende Herrschaft sey an Allem schuld; die Journalisten von der Partei der Whig's stimmen ihnen bei, und dennoch giebt es gewiß keine Meinung, die irriger wäre. Irland ist nicht deswegen elend, weil es erobert worden, sondern weil es nicht erobert worden; seine starke Bevölkerung ist ihm nur deshalb drückend, weil die Tyrannie seiner eigenen Demagogen den Einwohnern ihren Lebens-Unterhalt entzieht; und es wird von widerstreitenden Leidenschaften zerrissen, nicht weil Britische Unterdrückung sie ins Leben gerufen, sondern weil Irische Unzufriedenheit sie Jahrhunderte lang genährt hat.

Daß die Volks-Partei auf beiden Inseln jener ersten Meinung blindlings anhängt, ist um so mehr zu verwundern, da sie doch zu gleicher Zeit über die Ursachen des steigenden Wohlstandes von Schottland ganz anders urtheilt. Sie sehen, welche beispiellose Fortschritte dieses arme und unfruchtbare Land in den letzten achtzig Jahren gemacht hat; seine Einkünfte haben sich um das Vierfache vermehrt, seine Bevölkerung um das Doppelte, sein Wohlstand um das Zehnfache; seine Städte sind mit Palästen angefüllt, seine Felder üppig fruchtbar, die Berge mit Heerden bedeckt; die Häfen strömen von Massen; seine Schiffe drängen sich im Atlantischen Ocean — und dennoch ist Alles die Frucht einer aristokratischen Verfassung, mit einem repräsentativen System, von welchem die niederen Stände in vieler Beziehung ausgeschlossen waren. Schottland, sagt man uns; ist jetzt reich und glücklich, weil der engberzige eifersüchtige Geist seiner eigenen Verfassung durch den wohlthätigen Einfluß Englischer Freiheit gemildert worden. Wir wollen einmal zugeben, daß Schottland sein ganzes Glück dem Einflusse Englands verdanke. Warum hat nun derselbe Einfluß zu gleicher Zeit in Irland nichts als Elend erzeugt? Die gewöhnliche Antwort, daß Schottland immer ein unabhängiger Staat gewesen, Irland aber durch das Schwert erzwungen und regiert worden, ist ganz ungenügend und verräth Nichtbeachtung der bekanntesten historischen Thatsachen. Warum ist denn Irland so leicht erobert worden, während Schottland so lang und kräftig widerstand? Wie kam es, daß Heinrich II. die Eroberung Irlands mit einhundert Mann bequem ausführte, während Eduard II. an der Spitze von 80,000 Mann Schottland nicht unterjochen konnte? Wodurch wurde es Schottland möglich, nicht Ein Mal, sondern Zwanzig Mal ungeheure Englische Heere über seine Grenzen zu treiben, während doch Irland niemals ein Heer zurückgeschlagen hat, seitdem die Normänner ihre Standarte zuerst an seinen Gestaden aufgepflanzt? Augenscheinlich ist zwischen beiden Staaten ein wesentlicher Unterschied, und wollen wir die Ursachen entdecken, warum eine gleiche Gesetzgebung des herrschenden Staates in beiden Ländern so verschieden gewirkt hat, so müssen wir den verschiedenen Charakter beider Nationen ins Auge fassen.

Eine Thatsache ist sehr merkwürdig und wirft auf dies schwierige Problem ein starkes Licht. Man hat in Irland zu verschiedenen Perioden Systeme versucht, die einander entgegengesetzt waren, und ohne Ausnahme folgte das System der Nachsicht und Nachgiebigkeit unmittelbar auf Ausbrüche ungewöhnlicher Tyrannie. Das erste dieser Beispiele ist die große Nachgiebigkeit, welche Jakob I. den Irländern bewies. Dieser Monarch rühmte sich mit Recht, daß Irland der Schauplatz seiner wohlthätigen Gesetzgebung sey, und daß er seinen Bewohnern mehr zugestanden habe, als alle Monarchen, die seit Heinrich II. auf Englands Thron gesessen. Er instituirte die *Bozroughs*, gab ihnen das Recht, Repräsentanten in's Parlament zu schicken, und beschenkte zuerst jene rohen und unbekanntes Districte mit Englands Einrichtungen und Freiheiten. Was war die Folge? Bezeugte sich das Volk dankbar? Zeigte es sich Britischer Freiheit werth und fähig, den Leidenschaften zu widerstehen, die eine repräsentative Verfassung weckt? Wir beantworten diese Frage mit den Worten Hume's.

„Die Irländer“, sagt er, „überall mit Engländern untermischt, bedurften nur eines Winkes ihrer Führer und Priester, um feindselig gegen eine Nation zu verfahren, die sie wegen ihrer Religion haßten, wegen ihres Wohlstandes beneideten. Die Häuser, das Vieh, die Habe der unvorbereiteten Engländer wurden zuerst geplündert. Diejenigen, welche von den Bewegungen in ihrer Nachbarschaft hörten, blieben, statt ihre Wohnungen zu verlassen und zu wechselseitigem Schutze zusammenzutreten, in der Hoffnung dabei, daß sie ihr Eigenthum verteidigen könnten, und fielen so einzeln in die Hände ihrer Feinde. Als die Raubsucht gesättigt war, begann die Grau-

samkeit ihr Werk, und zwar eine Grausamkeit, wie sie noch nie bei irgend einer Nation erhört worden. Die wehrlosen Engländer wurden niedergemetzelt, wobei man weder Alter noch Geschlecht berücksichtigte. — — Aber der Tod war noch die leichteste Strafe, welche diese Rebellen auflegten; alle Qualen, die muthwillige Grausamkeit nur erfinden konnte, alle körperliche Leiden, Seelenangst und Verzweiflung konnten eine Rache nicht sättigen, die keine Beleidigung veranlaßt hatte. Eine genauere Beschreibung würde das größte Gefühl verletzen. — — Selbst das schwächere von Natur mitleidigere Geschlecht weiteiferte in jeder Art von Grausamkeit mit den Männern. — — Selbst die Habsucht der Irländer war nicht Biegel genug für ihre Grausamkeit. Sie gingen in ihrer wahnsinnigen Wuth so weit, daß sie das geraubte Vieh, nur weil es Englisches Vieh war, muthwillig erwürgten oder mit Wunden bedeckt in die Wälder und Einöden jagten. Die schönen Wohnungen der Pflanzler wurden verbrannt oder dem Erdboden gleich gemacht, als ob sie den Eingebornen ihre Faulheit und Unwissenheit vorwürfen. Wenn die unglücklichen zur Wehr in ihren Häusern bleibenden Eigenthümer von der Flamme verzehrt wurden, so verschaffte dies dem übermüthigen Feinde einen doppelten Triumph. Hatte sich eine Anzahl Engländer mit dem Muth der Verzweiflung versammelt, um ihr Leben theuer zu verkaufen, so wurden sie unter den heiligsten Schwüren, daß ihre Sicherheit ungefährdet bleiben sollte, entwaffnet. Aber kaum hatten sie sich ergeben, so ließ sie der Irische Rebell, eben so treulos als grausam, mit ihren Landesleuten gleiches Schicksal theilen. — — Unter allen diesen Gräueln erscholl das heilige Wort Religion von jeder Seite, aber nur um die Herzen der Bürger gegen jede Regung menschlichen Mitgeföhls zu stählen. — — Während der Tod die Qualen des Schlachtopfers endete, brüllten sie ihm mit jauchzender Freude in's Ohr, diese Qual sey nur der Anfang seiner endlosen Martern in der Ewigkeit."

Diese schauerhafte Rebellion hatte Folgen, die in der Verfassung Irlands lange empfunden wurden. Cromwell, der eiserne Rächer England's, behandelte die Empörer mit fürchterlicher Strenge; in einer einzigen erstürmten Stadt wurden 12,000 Menschen niedergemetzelt, und sein unbarmherziges Schwert stößte einen solchen Schrecken ein, daß alle empörte Städte ihre Thore öffneten und sich zitternd unterwarfen. Jene Rebellion veranlaßte den strengen Gesetz-Kodex, welcher der rohen Bevölkerung Irlands zu Ende des 17ten Jahrhunderts aufgelegt wurde, und nun folgten hundert Jahre des Friedens und der Ruhe. Die nächste große Periode der Nachgiebigkeit begann um das Jahr 1772, bald nach Georg des Dritten Thronbesteigung. Die strengen Gesetze, welche Irland in Fesseln hielten, wurden gemildert; die Katholiken erhielten vollkommene Stimmfähigkeit, und vor dem Jahre 1796 blieb von dem alten Drucke nichts mehr übrig, als die Ausschließung der Katholiken vom Hause der Lords und der Gemeinen und von den höheren militairischen Aemtern. Die unmittelbaren Folgen dieser dreißig Jahre lang fortgesetzten Nachgiebigkeit waren (1798) ähnliche Revolutions-Gräueln wie im Jahre 1641. Man weiß erst jetzt mit Zuverlässigkeit, in welcher gefährlichen Lage Irland damals sich befand. Aus den neulich publizirten Memoiren Wolfe Tone's ergiebt sich, daß 250,000 Mann vereidigt, organisiert, exercirt und in Regimenten vertheilt waren; daß diese ungeheure Heeresmacht von einer hinlänglichen Anzahl von Offizieren befehligt wurde, und daß Alles, unter der Leitung des Central-Comité in Dublin, nur die Ankunft Hoche's und der Französischen Flotte erwartete, um die dreifarbigte Fahne aufzustellen und die Sibernische Republik als eng verbündet mit der Republik Frankreich zu proklamiren. Gewiß hing Englands Schicksal damals an einem Faden. Noch war Napoleon mit der unbesiegbaren Italiänischen Armee in Europa; eine glückliche Landung der 15,000 Mann starken Avant-Garde unter Hoche hätte die Invasion der Haupt-Armee unter Napoleon zur unmittelbaren Folge gehabt, und die Leichtigkeit, womit die Französische Flotte im Februar 1797 Bantry-Bai erreichte, wo sie nur beständige Stürme von einer Landung abhielten, beweist, daß die Herrschaft der Meere nicht immer vor Invasionen schützen kann. Wären zu jener Zeit 40,000 Franzosen nach Irland gekommen, um 200,000 katholisch-demokratische Hisköpfe zu organisiren und ihren zahlreichen Kollegen jenseit des St. George-Kanals die Hand der Brüderschaft zu reichen, so ist es schwer zu entscheiden, was für ein Schicksal England getroffen hätte.

Die Rebellion von 1798 hemmte auf zehn Jahre das Fortschreiten der lang geübten Nachgiebigkeit; endlich aber begann der Geist der Schonung von neuem zu wirken. Die liberale Tory-Verwaltung nahm Irland seine letzten Fesseln ab. Erst wurden die Katholiken zu allen militairischen und nautischen Aemtern fähig, und zuletzt bewilligte die berühmte Emancipations-Bill den Katholiken gleichen politischen Einfluß mit den Protestanten.

Ist nun Irland seit diesem denkwürdigen Wechsel ruhiger geworden? Haben sich die Prophezeiungen seiner Wortführer bewährt? Gerade umgekehrt. Seit dieser letzten und großen Konzession ist Irland schlimmer geworden als jemals. Mitternächtliche Brandstiftung, feiger Mordelord haben sich mit gräßlicher Schnelligkeit verbreitet; die Quellen der Gerechtigkeit sind verstopft, und die abscheulichsten Verbrecher hat man entwischt lassen, weil es unmöglich war, sie vor Gericht zu bringen. Die allgemeine Weigerung, den Steuern zu bezahlen, hat aller Autorität der Regierung Troß geboten und ist eine offene Verletzung der feierlichen Zusage von katholischer Seite, in die Rechte der protestantischen Kirche keinen Eingriff zu thun. In diesem Augenblick übt England nur dem Namen nach Autorität über die Nachbar-Insel; dem Lord-Lieutenant wird weniger allgemein gehorcht, als dem großen Unruhestifter (Agitator), und die Dittate der katholischen Führer zieht man den Asten des Britischen Parlaments vor. Verzweifeln an einem so desperaten

Zustand der Dinge, der allen Hoffnungen gerade zuwiderläuft, die man auf eine lange Reihe verböhnender Maßregeln gebaut hatte, giebt England die Sache hoffnungslos auf, während die große und ehrenwerthe Mehrheit der Irischen Protestanten der Gefahr mit festem Blick ins Auge schaut und sich stillschweigend zu einem unvermeidlichen Kampfe rüstet. (Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

- The trade of banking. (Das Banquier-Geschäft in England.) Von Duin. Pr. 15 Sh.  
The epigrammatist's annual. (Jahrbuch der Epigramme.) Pr. 3½ Sh.  
Greek vocabulary. (Griechisches Wörterbuch.) Von Major. Pr. 2½ Sh.  
The English Flora. (Zweiter Band der Englischen Flora von W. J. Hooker.) Kryptogamen. Pr. 12 Sh.  
Life etc. (Sir Walter Raleigh's Leben.) Bildet den zweiten Band der Edinburger Cabinets-Bibliothek. Pr. 5 Sh.

#### F r a n k r e i c h.

L'art de la cuisine française. (Die Französische Kochkunst im 19ten Jahrhundert.) Von A. Carême. Paris, 1833.

Carême ist der gastronomischen Welt entzissen — er starb, nachdem er das vorliegende Werk eben vollendet hatte. Die großen Küchen und die berühmtesten Speise-Säle Europa's haben Trauer angelegt. Mehr als ein diplomatischer Magen wird über diesen ungeheuren Verlust seufzen. Glücklicherweise lebt er in seinen vorzüglichen Werken fort. Carême ist nicht ganz gestorben, und Dank den Hervorbringungen seines Genie's, das heilige Feuer der Französischen Küche wird noch nicht erlöschen.

Was Carême besonders auszeichnete, war seine Universalität. Zierlicher und vortrefflicher Pastetenbäcker, korrekter Koch, fruchtbarer Suppen-Erfinder, exzellirte er am Kochofen, war groß beim Spieß- und erhaben am Bratofen. Seit Voltaire hat kein Mann so verschiedenartige Talente in sich vereinigt. Er behandelte mit derselben Kraft und mit derselben Leichtigkeit das Kalte wie das Warme, das Entrée wie die Entremets, das Wild wie den Fisch, das ord'oeuvre wie das Dessert. Er trug mit gleicher Auszeichnung die weiße Schürze wie das Küchenmesser, das schwarze Kleid und den Degen des Maître d'Hôtel; kurz, Carême gehörte zu der kleinen Zahl bevorzugter Wesen, welche die geistige Natur der sinnlichen Welt nur in langen Zwischenräumen schenkt. Er war vielleicht der einzige seiner Zeit, der ein Diner ohne Fehler exekutiren konnte.

Und was für Kenntnisse setzen die Eigenschaften voraus, deren ich so eben gedacht habe! Kann man ein großer Koch werden, ohne zugleich ein gründlicher Chemiker zu seyn? ich sage nicht Apotheker; denn wenn die Pharmacie auch eine Küche ist, so hat sie doch einen der von Carême ausgeübten Kunst ganz entgegengekehrten Zweck. Kann ein großer Koch in dem unendlichen Kreis seiner Arbeiten so viele Produkte der Luft, des Wassers und der Erde umfassen, wenn er nicht Naturforscher ist? Wird ein berühmter Pastetenbäcker jene sinnreichen und edlen Gebäude aufführen, wenn er nicht zu gleicher Zeit Maler, Bildhauer, Mathematiker und Architekt ist? Wohlhan, Carême vereinigte dies Alles in sich! Bauquelin vor seinen Defen, war er Lapeyère und Cuvier in seiner Speisekammer, Perrault, Canova und Bauban in der Küche. Wie oft präsentirte er dem Herrn von Talleyrand den Tempel des Ruhmes in Blätterteig, mit den Bildnissen Hospital's und Sully's in kandirtem Zucker. Er starb, sinnend über die Hulldigung, die er zwei jungen Prinzen durch die Lunette St. Laurent in Marzipan und durch die Citadelle von Antwerpen von Wassertheig darbringen wollte.

Was diesen theoretischen und praktischen Mann besonders auszeichnete, war die Leidenschaft für die Küche und ihre rationellen Fortschritte. Er wollte die Verbesserung, aber logisch und auf Vernunft gegründet. Er wollte die aristokratischen Gastmähler des 17ten Jahrhunderts und die philosophischen des 18ten auf den Ton der Einfachheit, der Eleganz und besonders der Gleichheit des 19ten Jahrhunderts zurückführen. Die Grundlagen der höheren Küche sind, seines Erachtens, ein stabiler gesellschaftlicher Zustand, Frieden, Wohlstand, Ordnung im Staate, Eintracht der Gemüther, — alles Dinge, die gute Häuser gründen, aus denen dann große Küchen hervorgehen. Carême war die solideste Stütze der Französischen gastronomischen Schule. Die fremden Methoden waren ihm ein Gräueln, und er klickte mit gleicher Verachtung auf die Britischen Ingredienzien, auf die herben Moskowitzischen Zubereitungen und auf das Amerikanische Gewürz. Er wollte, daß wir vor Allem und über Alles Franzosen seyn sollten.

Das Talent Carême's war also vorzugsweise monarchisch, aber zu gleicher Zeit einer großmüthigen, zierlichen und höflichen Freiheit günstig. Man mußte es sehen, mit welcher an Entzücken gränzenden Bewunderung er die großen Diners des alten Adels, der guten parlamentarischen Häuser, die Soupers des Palais Royal, vor Allen aber die prächtigen Feste des Kaiserthums beschrieb. In diese letztere Epoche setzt er die Wiebergeburt der Kunst, der die Revolution einen tödlichen Streich beigebracht hatte. Der Kaiser ah schnell und ah schlecht; aber er wollte, daß in seinem ungeheuren Reich ein geregelter Aufwand und gasstfreie Repräsentation herrschte. Unter dem Kaiserlichen Regiment lernte Frankreich essen, eine nicht weniger wichtige Kunst, als die der Zubereitung der Speisen. Jene Epoche erzeugte, als gegenseitige Resultate, berühmte Esser und wunderbare Köche.

Unser vortrefflicher Verfasser läßt der Restauration Gerechtigkeit

widerfahren. Die Restauration bot nirgends die alte Pracht von Chantilly oder die epikuräischen Raffinements des Hauses Orleans unter der Regenschaft und unter Ludwig XV. dar; aber sie machte die Genüsse allgemeiner, welche der Frieden, die innere Ordnung und der kommerzielle Wohlstand dem vertheilteren Reichthume zugänglicher machten. Die Provinz verband sich in dieser Beziehung mit der bis dahin bevorrechteten Hauptstadt. Frankreich aß in Sicherheit unter dem Schutze eines Prinzipes, wesentliche Bedingung einer guten Verdauung. Es restaurirte sich wirklich unter der Restauration.

Man begreift, daß Carême bei diesen Ansichten die Revolutionen fürchtete und mit dem Grundsatz der Volks-Souveränität nicht sehr übereinstimmte. Auch bemerkt man, wenn man seine gelehrten Einleitungen und seine interessanten Noten liest, daß er nach dem Beispiele Cäsar's sich mit Schauder von den mageren und blassen Republikanern abwendet, und daß er über die Sparsamkeit der Männer der richtigen Mitte seufzt. Indem er von dem gemeinen Verfahren eines gewöhnlichen Koches spricht, der einen Topf mit kochendem Wasser anfüllt und dann das Fleisch herausnimmt, stellt er folgende Betrachtung an, in der sich sein ganzes Gemüth entfaltet: „In der jetzigen Zeit wird die Sparsamkeit so weit getrieben, daß es unmöglich ist, schmerzliche Betrachtungen über das Schicksal der Köche und über den Verfall der Französischen Küche nicht anzustellen. Wir haben indessen große Vermögen in Frankreich, und ich hoffe noch immer, daß sich einige edle Amphitryonen finden werden, die Nationalität genug besitzen, um in ihren Häusern der Kochkunst Tempel zu errichten, und die spreifende Wissenschaft, welche immer unserem schönen Vaterlande zur Ehre gereichte, wird gereitet seyn. Ehre den edelmüthigen Franzosen, die es verstehen werden, zu leben, um zu essen, und nicht essen wollen, um zu leben, der schlimmste aller Zustände für einen reichen Mann!“

Edler, herrlicher Carême! Du schmeichelst Dir vergebens. Als Du jene beredten Zeilen niederschriebst, sangst Du Deinen Schwanengesang unter der grausamen Hand, welche Dich und Deine berühmten Kollegen hinopfert. Ach, wie dieser neue Zustand der Dinge Deine patriotische und wesentlich hochkünstlerische Seele schmerzlich erschüttern mußte! Ich bin beinahe versucht, seine Thränen über Deinen frühzeitigen Tod zu vergießen, da er Dir den Anblick des schmerzlichen Schauspiel's ersparte, das Du vorempfandest. Wo sind sie, jene nationalen Männer, deren glänzende und allen gesellschaftlichen Notabilitäten zugängliche Tafel sich auf ein erbliches Vermögen und auf eine erbliche Stellung gründete? Sie existiren zwar noch; aber vertrieben von der Tafel der politischen Rechte, isolirt durch den Parteigeist, verfolgt von dem Haffe der Factionen, welche weder zu essen noch zu bewirthen verstehen, ist ihnen jede Repräsentation untersagt, und sie können nichts mehr weder für das Land noch für die Kunst thun. Die Tafel selbst, früher der Altar der Freimüthigkeit und der Eintracht, ist nichts mehr, als ein Turnier-Platz, auf dem sich die Leidenschaften bekämpfen. Ruhe in Frieden, Carême! neues und beklagenswerthes Opfer unserer Täuschungen. Die nationalen Männer werden wiederkehren, und ihre Dankbarkeit wird Deinem Andenken und Deinen Werken eine ihrer würdigen Stellen anweisen.

Unter den großen, aus den politischen Unfällen hervorgegangenen, unglücklichen Geschichten führt Carême mit einer Nüchternheit, welche Seufzer entlockt, auch Napoleon auf St. Helena an. Kein Schriftsteller, selbst die Herren Las Cases, Montholon, D'Neara und Autromarchi mit einbegriffen, hat besser die ganze Grausamkeit jener fremden Regierung zur Anschauung gebracht, welche den erlauchtesten Gefangenen auf die traurigen Nahrungsmittel der kleinen und unfruchtbarsten Insel beschränkte. Was konnte Chandelier, der berühmte und getreue erste Küchen-Beamte der Verbannung, aus der Brust eines bageren Kindes machen, von dem sich der egoistische Gouverneur das Hintertheil vorbehalten hatte? — Aber Alles, was diese Gefangenschaft grausames hatte, wird durch eins übertroffen — kein Eis auf St. Helena! und also keine Entrées- und Entremets-Gelées; und der unglückliche Chandelier, mit stierem Auge und gesenktem Haupte vor seinen Geschirren, in sein Gedächtniß den Glanz der Kaiserlichen Küche in den Tuilerieen, in Wien, Berlin und selbst in Moskau zurückrufend, schien sich den finsternen Gedanken des großen Mannes anschließen zu wollen, in dessen Gemüth sich eine mit Ruhm angefüllte Vergangenheit bewegte.

Es war kein Wildpret auf der Insel, sagt der Historiograph; indessen kamen zwei oder drei Mal jährlich einige rothe Rehbühner oder Fasanen an. Aber der Gouverneur nahm sie für seinen Tisch in Beschlag und sandte wenig davon an den Kaiser. „D, elender Gastronom!“ ruft Carême aus, „welche Schande für Deine Geschichte!“ — Dieses Wort rührt ein Mann aus, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, nämlich dicht beim Magen. Aber ich weise den Beinamen Gastronom zurück, den Carême dem Sir Hudson Lowe giebt. Der wahre Gastronom ist weder Egoist noch Monopolist; er fühlt sich nur bei Genüssen glücklich, die er theilt.

Aber es ist Zeit, auf die letzte Arbeit unseres berühmten Carême zu kommen. Dieser große Chef des Haushalts und der Küche, durch seinen Patriotismus an Frankreich gefesselt, durch die Eifersucht ehrgeiziger Mittelmaßigkeiten des Ranges beraubt, der ihm dem Rechte nach in dem königlichen Hause gebührt hätte, glaubte nicht herabzusinken, indem er seine mannigfachen Talente und seinen Eifer einem Banquierhause widmete, das die Hülfquelle und der Weiland fast aller Souveraine Europa's geworden ist. In das Haus der Herren von Rothschild eintretend, mußte sich Carême in der That für den großen Pfeiler halten, auf dem die Geschichte der

Reiche ruhten. Indem er das Haus speiste, welches seinerseits durch seinen Kredit wieder die Reiche Europa's speiste, mußte dieser philosophische Geist in seinen eigenen Augen wachsen, und jedes Diner, welches er anrichtete, mußte ihm wie eine Erquickung für zwanzig gekrönte Häupter erscheinen. Diesem Umstande verdankten die Herren von Rothschild ohne Zweifel den Vorzug, einen Mann zu besitzen, der die glänzendsten Anerbietungen fremder Fürsten ausgeschlagen hatte. Carême fand übrigens bei ihnen die mächtigste Unterstützung für ein Talent, wie das seinige: ein großes Vermögen und den Willen, für die Tafel die nothwendigen Ausgaben zu machen. Dort fand er ein Bild der Größe und Würde des Diners des Fürsten Talleyrand und einen Schauplatz wieder, auf dem sein Genie nicht durch Geiz in beengende Fesseln geschlagen wurde.

Das Werk ist der Frau Baronin von Rothschild gewidmet. Carême besaß Literatur-Kenntniß. Er wußte, daß Racine seine Werke Ludwig XIV., Corneille die seinigen dem Cardinal Richelieu widmete. Auch sagt er in seiner Zueignung: „Zu allen Zeiten haben die Männer, welche sich der Entwicklung der Künste widmeten, die Früchte ihrer Arbeiten den Personen zugeeignet, deren feiner und zarterer Geschmack ihre Meditationen zu würdigen weiß. Man konnte der Frau Baronin indirekt keinen größeren Lobspruch erteilen. Ihr feiner und zarterer Geschmack wußte die Meditationen unseres Professors zu würdigen; sie that noch mehr, sie trug zur Vergrößerung seines Rufes bei. Carême durfte nicht undankbar seyn. Er hat seine Erkenntlichkeit bewiesen, indem er ihr sein Buch und seine Champignon-Suppe zueignete, welche er Suppe à la Rothschild nannte. Ich fürchte aber, daß unser Carême der Frau Baronin auf Kosten Anderer den Hof machen wollte. In einem Briefe an Lady Morgan erzählt er über die Tafel und über die Küchen des Erzkanzlers Cambacérès einige Einzelheiten, die gemacht zu seyn scheinen, um den Glanz des Hauses Rothschild zu erhöhen. Es liegt darin etwas vom Höflich und deshalb vielleicht auch einige Ungerechtigkeiten. Das Haus Rothschild hat nicht nöthig, den Ruf seiner Freigebigkeit und seines guten Geschmacks durch die Verkleinerung eines verstorbenen Gourmands zu erhöhen.“

Eine tiefe Melancholie hatte sich Carême's seit der Wiederbestellung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften bemächtigt. Er sah dadurch seine schönste Hoffnung vernichtet, nämlich die Errichtung einer Akademie der nährenden Wissenschaften, oder wenigstens einer besonderen Section in der dritten Klasse des Instituts. Er glaubte, daß die Kochkunst, die mit mehreren wissenschaftlichen Zweigen, mit dem Handel, mit dem Staats-Haushalt, mit der Industrie in Verbindung steht, die Erhaltung und das Glück der Individuen zum Zweck hat und sich mit allen Ständen der Gesellschaft beschäftigt, eine eben so moralische und eben so politische Wissenschaft sey, als die der Gründer der neuen Academie. Armer Carême! er hat bemerkt; aber zu spät, daß unsere Sieger Konsumanten ohne Geschmack sind, Vielfraße, die nicht einmal wissen, was sie essen.

Es ist unmöglich das Werk Carêmes zu lesen, ohne bei jedem Kapitel die Art von Nüchternheit zu empfinden, die ein schwachhaftes Gericht auf unsere Speise-Organe hervorbringt. Seine 500 fetten und mageren Suppen, seine 200 Entrées, seine 50 Garnituren und Purées, seine 500 Fische, seine 1000 Gerichte aus Fleisch, Geflügel und Wildpret, seine Gemüse, Früchte und Pasteten machen auf die Phantasie denselben Eindruck, den ein schönes Bild macht. Es ist fast die Wirklichkeit. Für den reichen Gastronom, so wie für den, der das Glück hat, geladen zu werden, ist es Geschichte; für den armen und der Dinners entbehrenden Gourmand ist es ein Roman voller Illusion und Reiz, der seinen Magen trösten wird. (G. d. F.)

#### Bibliographie.

- Nouveau système. (Neues System der Kriegsführung zur See und der Handels-Schiffahrt.) Vom Marquis de Lafeuillade d'Alubusson. Pr. 1½ Fr.  
 De la Vendée. (Die Vendée im Jahr 1832.) Vom Vicomte von Lezardière. Pr. 1½ Fr.  
 Des haras. (Ueber Gestüte, namentlich auch in Beziehung auf die Militair-Remonte.) Pr. 1½ Fr.  
 L'anneau de Luther. (Luthers Ring.) Scenen aus dem Mittelalter und aus unserer Zeit. Von H. Schocke, Blumenbagen, Kosebue u. Ueberseht von J. Lavierre. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

#### H o l l a n d.

##### Freien und Heirathen in Japan. \*)

Sobald die Mädchen und Knaben die Schule verlassen, fangen sie auch schon an, an's Heirathen zu denken, denn im Allgemeinen werden in Japan die Ehen sehr früh eingegangen. Selten findet man unverheirathete Jünglinge, die über achtzehn, und Mädchen, die über fünfzehn Jahr alt sind. Von Rechts wegen darf ein Mann nur Eine Frau haben, die Sitte erlaubt ihm aber, so viele Nebenfrauen zu nehmen, als ihm beliebt, oder vielmehr, als ihm seine Mittel zu unterhalten verstaten. Die Nebenfrauen sind in gewisser Hinsicht den Ehefrauen zwar untergeordnet, genießen aber im Uebrigen derselben Achtung, und ihr Stand gilt für nicht minder ehrbar, als der der Ehefrauen. Die Männer haben überdies das Recht, ihre Frauen zu verstoßen und mit einem Scheidebrief zu entlassen, ohne dieserhalb verantwortlich zu seyn, müssen aber für den Unterhalt der Verstoßenen nach ihrem Vermögen Sorge tragen, in so fern sie

\*) Die hier gemeinte Episode in dem Werke des Herrn Carême ist in Nr. 10 des „Magazins“ unter der Ueberschrift: Napoleons Küche auf St. Helena mitgetheilt worden.

\*) Aus: Japan vorgestellt in schetsen over de zeden en gebruiken van dat rijk. Von Meijlan. Vergl. Nr. 16 des Magazins vom Jahre 1832.

nicht Gründe beibringen, welche nach Japanischen Begriffen die Verlassung rechtfertigen, in welchem Falle sie auch von diesem Unterhalt befreit werden. Dessenungeachtet wird der Ehebruch an einer Frau ohne Gnade mit dem Tode bestraft, und sie darf aus keiner Ursach ihren Mann verlassen. Fragt man nach dem Ursprung so ungleicher Rechte, so ist die Antwort darauf auch für Europa längst gegeben: Les plus forts ont fait la loi.

Obgleich in Japan die Ehe bloß als eine bürgerliche Uebereinkunft angesehen wird, so ist doch dazu die Einsegnung eines Priesters erforderlich, während es zugleich in allen Familien, besonders den höheren Klassen der Einwohner, als ein Gesetz gilt, nur standesgemäß zu heirathen, was für hohe Beamten oft sehr lästig ist. Der Rentmeister in Nagasaky z. B. hat seines Gleichen in dieser Stadt nicht, und seine Kinder dürfen sich daher keinen Ehegatten aus den Familien wählen, mit denen sie täglich umgehen und verkehren, selbst nicht unter den Kindern der städtischen Honoratioren. Der Vater muß also die Frauen und Männer für seine Söhne und Töchter in anderen Landschaften suchen, was nicht allein beschwerlich, sondern auch kostbar ist. Eine mésalliance würde die Familie in Mißachtung und dadurch in Verfall bringen.

Sobald die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Ranges die Geliebten nicht von einander trennt, bringt es der Gebrauch mit sich, daß der Jüngling seine erste Erklärung dadurch abgibt, daß er einen Zweig einer gewissen Staude (*Celastrus alatus*) an das Haus befesigt, in welchem die Auserwählte seines Herzens wohnt. Wird der Zweig angenommen, so dient dies zum Beweise, daß sein Ansuchen nicht zurückgewiesen ist; will das Mädchen dasselbe noch zarter beantworten, so färbt sie von dem Augenblick an ihre Zähne schwarz, ein Gebrauch, der nach den Begriffen der Japanesen dazu dient, der weiblichen Schönheit den Zug höchster Keuschheit zu geben. Diese Art, die Gegenliebe zu erkennen zu geben, ist jedoch in Japan nicht überall üblich, indem in einigen wenigen Landschaften an deren Stelle das Ausreißen der Augenbrauen eingeführt ist.

Bevor aber die Jungfrau dazu schreitet, auf solche Weise ihre Neigung blicken zu lassen, sind bereits von den beiderseitigen Familien, und zwar von Seiten des Bräutigams Männer und von Seiten der Braut Frauen, als Bevollmächtigte, gleichsam Ehe-Mäkler ernannt, welche in wahren feierlichen Zusammenkünften die Interessen der künftigen Ehegatten abwägen und den eigentlichen Ehe-Kontrakt zu Stande bringen.

Nach einem anderen und allgemeineren Gebrauch werden diese Bevollmächtigten oder Ehe-Mäkler von den Familien, die ihre Kinder mit einander zu verheirathen wünschen, schon eber ernannt, als noch die jungen Leute Bekanntschaft gemacht haben oder eine Erklärung zwischen ihnen stattgefunden hat. Dann geben die Bevollmächtigten dem für einander bestimmten Paar Gelegenheit, sich zu sehen, und veranstalten die erste Begegnung gewöhnlich in der Nähe eines Tempels, in welchem, wenn das Paar an einander Wohlgefallen findet, nachher die gegenseitigen Gelübde der Liebe und Treue gewechselt werden, und von diesem Augenblick an sind die jungen Leute verlobt.

Die Japaner haben für jedes wichtige Unternehmen ihre glücklichen und unglücklichen Tage und theilen also diesen den meisten orientalischen Völkern eigenen Aberglauben. So wird denn auch der für die Hochzeitfeier geeignetste Tag nach einem Kalender von Sachverständigen durch Berechnung ermittelt und festgestellt.

Mittlerweile übersendet der Bräutigam der Braut seine meist sehr ansehnlichen, jedoch nach seinem Stande und Vermögen abgemessenen Geschenke, wogegen er nur einige Kleinigkeiten, gewöhnlich ein Gefäß mit Saffo\*) und eine Schüssel Fische empfängt; denn in Japan erhalten die Töchter von ihren Eltern keine Ausstattung, oder haben wenigstens keinen Anspruch darauf. Die von dem Bräutigam der Braut übersandten Geschenke sind auch keinesweges für diese selbst bestimmt; denn wenngleich sie ihr im Namen ihres künftigen Ehegatten angeboten werden, so bietet sie dieselben doch sogleich wieder ihren Eltern dar, zur Erkenntlichkeit für die Sorge und Unkosten, welche ihnen die Erziehung der Tochter verursacht hat. Man hält daher auch in Japan einen Familien-Vater, der viele schöne Töchter zu verheirathen hat, für übermäßig glücklich und auf seine alten Tage wohl versorgt; was bekanntlich in Europa nicht so ganz der Fall ist, wo mancher Hausvater sich mit vielen schönen Töchtern oft in großer Verlegenheit befindet.

Ohne alles Heirathsgut bleibt jedoch die Braut in Japan auch nicht. Sie empfängt nämlich außer ihren Kleidern eine Menge Haus- und Küchen-Geräthschaften, zu welchen stets ein Spinnrad und ein Webstuhl gehören. Das Heirathsgut wird am Hochzeitstage feierlich nach dem Hause des Bräutigams gebracht und bleibt dort einige Tage zum Prunk stehen. Dagegen werden die Puppen und anderes Spielzeug, womit die Braut sich bis dahin ergötzt hat, eben so dem Feuer übergeben, zum Zeichen, daß ihre Kinder- und Spiel-Jahre nun vorüber sind und sie von jetzt an ihre Aufmerksamkeit auf ernste häusliche Geschäfte zu richten hat.

Am Hochzeit-Abend wird die Braut feierlichst in das Haus des Bräutigams gebracht. Sie sitzt in einem *Norimon*\*\*) oder *Palantin* und wird von den Ehe-Mäklern, ihren Freunden und den zum Hochzeitfeste geladenen Gästen begleitet. Die Männer prangen dabei mit ihren Kompliment-Mänteln und die Frauen mit ihren goldbordigen Japonen und Leibgürteln und geben dadurch dem Zuge, der mehrere Umwege nimmt, ein stattliches Ansehen.

\*) Das beliebteste Getränk in Japan.

\*\*) Eine Art Senfte.

Die Braut selbst, welche so das Haus ihres künftigen Ehegatten zum ersten Mal betritt, ist ganz weiß gekleidet und trägt den Kopf mit einem Schleier von derselben Farbe verhüllt. Dies ist der Sterbe-Anzug der Japanischen Frauen, und sie tragen ihn bei dieser Gelegenheit zum Sinnbilde, daß sie nun, indem sie in die Familie ihres Verlobten übergeben, zugleich ihren eigenen Verwandten und Freunden abgestorben sind. So angethan, wird die Braut, allein von zwei ihrer Spielgenossen und einer Dienerin begleitet, in den Prunksaal des Hauses geführt, in welchem der Bräutigam, auf dem obersten Platze sitzend, mit seinen Eltern und nächsten Verwandten sie erwartet.

In der Mitte des Saales steht ein künstlich gearbeitetes Tischchen, auf welchem ein Sparrbaum, ein blühender Pflaumenbaum, Kraniche und Schildkröten, Alles sehr zierlich im Kleinen gearbeitet, die Kraft des Mannes, die Schönheit der Frau und ein langes und glückliches Leben sinnbildlich darstellen. Am Ende des Saales, dem Sitzplatze der Eltern gegenüber, steht ein anderes Tischchen, mit allem zum Gebrauch des Saffo nöthigen Geräth versehen. Diesem Tischchen zunächst nimmt die Braut ihren Sitz ein und bietet, nachdem sie selbst zuerst getrunken hat, zum Zeichen ihrer Liebe und Treue, dem Bräutigam und ihren künftigen Schwieger-Eltern, Einem nach dem Anderen, eine Schale Saffo an, und mit der Annahme und dem Austrinken desselben ist die Hochzeit-Ceremonie beendet. Die Freunde und eingeladenen Gäste treten darauf auch in den Saal, und während sie sich sämmtlich den Saffo und sonstige Erfrischungen und Speisen wohlschmecken lassen, hat sich das junge Ehepaar bereits entfernt.

Drei Tage nach der Hochzeit flatten dann, wie es Anstand und Sitte erfordern, die Neuvermählten einen Besuch bei den Eltern und Verwandten der jungen Frau ab, und damit sind alle Hochzeit-Feierlichkeiten zu Ende.

#### Bibliographie.

- Allgemeine Geschichte. (Becker's Weltgeschichte.) Nach der letzten Ausgabe übersezt. 12r und 13r Bd. Pr. 5 Rtl. 10 G.  
Brieven van eenen Algestorvenen. (Brieve eines Verstorbenen.) Aus dem Deutschen. 2 Bde. mit Kpfen. Pr. 6 Rtl.  
Geschiedenis van den 15-jarigen vrede in Europa. (Geschichte von Europa seit dem Frieden von Paris im J. 1815 bis zur Französischen Juli-Revolution.) Von N. G. van Kampen. Pr. 9 Rtl.  
Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa. (Geschichte der Niederländer außerhalb Europas.) Reisen, Entdeckungen, Kriege, Eroberungen und Institute der Niederländer in Asien, Afrika, Amerika und Australien, seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Von N. G. van Kampen. 3ten Bandes erstes Stück. Pr. 3 Rtl. 90 G.  
Albuquerque — oder die Portugiesen zur Zeit ihrer Größe und Macht in Indien. Von Dan. Lehmann. Aus dem Deutschen. Pr. 2 Rtl. 20 G.

#### Mannigfaltiges.

— Das Papier in China. Die Erfindung des Papiers bei den Chinesen scheint zwar allerdings in ein höheres Alterthum hinaufzureichen, als ihre eigenen Schriftsteller gewöhnlich annehmen; dennoch geben sie zu, daß ihre Ahnordern sich statt des Papiers anfangs der Bambus-Rinde bedient haben, die vor dem Gebrauche am Feuer getrocknet und dann zu viereckigen Tafeln geschnitten ward. Daher sind noch jetzt zwei sehr gebräuchliche Schriftzeichen für Buch und Blatt eines Buches mit dem Stichbilde *Bambusrohr* zusammengesetzt, und ersteres ist ein Kompositum aus *Bambusrohr* und *Dorn*, das Zusammenbesten der einzelnen Blätter andeutend. Erst unter den Kaiser-Dynastien *Zin* und *Han* schrieb man (nach dem *Penzao*) auf seidene Stoffe. Ob diese zuvor eine Metamorphose bestanden, ist nicht bemerkt. Zur Zeit des Kaisers *Ho-ti* (89—105 nach Ch.) nahm *Zai-lün* aus *Mu-yang* zuerst die Rinde des *Tschü* oder *Papyrus* (vgl. Nr. 12 des *Magazins*), alte seidene Lappen und Fischer-Neze aus Hans, lochte dieselben zu einem Brei und verfertigte daraus ein Papier, das jetzt allgemein im Gebrauch ist. Das einheimische Wörterbuch *Dschö-wei*, dem wir diese Notiz entlehnen, erwähnt, auf die Autorität der *Reichs-Annalen* gestützt, noch den bloßen Namen einer anderen Sorte Papier, die vor *Zai-king-dschung* (wie *Zai-lün* hier genannt wird) existirt habe, und fügt ausdrücklich hinzu, dieser sey nicht der erste Erfinder. Das Schriftzeichen, welches den Begriff *Papier* ausdrückt, hat übrigens zum Stichbilde die Wurzel *Seide*, deren Stelle auch das Wurzelzeichen weißes Zeug (im Allgemeinen) vertreten kann.

— Anekdote von Burke. Als bei einer der Debatten im Englischen Parlamente über Amerika ein Mitglied, Herr *Harley*, vier Fünftel des sehr vollen Hauses durch eine ungewöhnlich langweilige Rede von ihren Bänken vertrieben hatte, verlangte er gegen den Schluß seines Vortrages, daß der *Secretair* des Hauses die *Aufrubr-Acte* verlesen sollte, weil er einige Bestimmungen in derselben zu erörtern wünsche. Burke sprang sogleich auf und rief aus: „Die *Aufrubr-Acte*, mein theurer Freund, in aller Heiligen Namen, zu welchem Zwecke denn? Die Menge hat sich, wie Sie sehen, schon längst verlaufen!“

\*) Mit Beziehung auf den Artikel aus *Stardot* (S. 107 des diesjährigen *Magazins*).